

# Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 30

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644663>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 30  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
28. Juli  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Dem Alter. Zum ersten August 1928.

Von Ernst Ojer.

Viel hehre Feste sind verrauscht,  
Die Luft verhallt, verklungen.  
Was Herz und Mund im Lied getauscht,  
Was junge Kraft bezwungen,  
Bleibt unserm Volke tief bewahrt  
Als Bild des Schönen, Hohen,  
Und durch die Massen, dicht geschart,  
Wird wieder Freude lohnen.

Doch stolzer noch die Banner wehn,  
Festfroher noch und freier,  
Wenn alle treu im Bunde stehn  
Zu unsres Landes Seier.  
Wenn durch die Nacht von Grat zu Grat  
Die heiligen Feuer zünden  
Und von der alten Väter Tat  
Die ewige Botschaft künden.

Ein Fest der Liebe soll es sein,  
Des Brudersinns, des starken,  
Der neugeweiht vom Friedensschein  
Aufflammt zu allen Marken.  
Der fest gewillt im alten Truß  
Leihet seinen Mut dem Schwachen,  
Ledig von Falsch und Eigennuß  
Die Herzen zu entfachen.

Und heut' ergeht des Landes Ruf  
An alle Eidgenossen:  
Euch blieb, was einst das Alter schuf,  
In Kraft und Glanz gegossen.  
So zollt, ihr Jungen, schlank und stark  
Heut' euern Dank den Alten!  
Wem Leben rinnt durch Blut und Mark,  
Der soll die Treue halten!

Seufzt dort ein altes Mütterlein,  
Das einsam und verlassen,  
Läßt es den hellen Widerschein  
Der Liebe heut' erfassen!  
Geht hier ein Greis, müd und gebückt,  
Legt um ihn eure Arme!  
Sein Lebensabend sei entrückt  
Der Unbill und dem Harme!

So sollen wir das Fest begehn:  
Im stillen starken Handeln,  
Und denen heut' zur Seite stehn,  
Die schon im Dämmer wandeln.  
Und schenken wir der Liebe Licht  
Dem zeitgebeugten Alter,  
Srohlockt das Herz, und aus ihm bricht  
Der Seier schönster Pfalter!

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 30

Die Möglichkeit lag nun vor uns, nach Spanien ziehen zu können, was längst Wolfgangs Wunsch war, um der Archive willen, deren Schätze er vielfach zu heben hoffte. Der Abschied von meiner Vaterstadt hätte mir nicht schwer fallen sollen, dennoch atmete ich bedrückt und mußte die Tränen zurückhalten, als die vier Postpferde zu dem breiten Tore hinausraffelten und die steinernen Bären mir ihr Lebewohl zublinzelten. Die Mutter hatte am Abend vorher in meinem Zimmer Abschied von mir genommen, dies öffentlich im Volkshof zu tun, konnte sie sich nicht entschließen. Sie hatte mir nach meines Vaters Tod einen Besuch gemacht, sich aber scheu umgesehen, als lauerten Sünde und Schande in allen Ecken. Ach, und wie wenig Sünde und wie so gar keine Schande war bei unserer Liebe gewesen, wie hätte ich laut vor Gottes Thron davon reden dürfen, und wie milde hätte der Wissende unsere beiden Hände genommen und ineinander gelegt!

In den verschiedenen spanischen Städten, die wir zuerst nur vorübergehend aufsuchten, fühlte ich mich fremd,

doch nicht allein. Wir beide — mehr brauchte es nicht, denn Arbeit und Streben begleiteten uns. Als wir uns endlich ansiedelten, gesellten sich einige Landsleute zu uns, und es bildete sich ein kleiner Kreis. Aber plötzlich blieben die Frauen weg, und ich erfuhr, daß unsere Geschichte bekannt geworden war. Wir hielten trotzdem unser Haus jeden Sonntagnachmittag offen, und unsere Herzen auch, denn es mochte der eine und der andere Landsmann unserer bedürfen. Die Protestanten hatten damals dort unten ein schweres Leben, und mußten zusammenhalten, wollten sie nicht haltlos werden. Einer nach dem andern kam, holte sich Rat, holte sich Trost, holte sich auch wohl, was man sonst zum Leben braucht. Und Gott sei Dank, wir konnten helfen. Zogen wir in eine andere Stadt, damit Wolf seine Forschungen ausdehnen könne, ging uns der Ruf eines Baares voraus, das die Aufgabe ernst nahm, den Freunden das verlorene Heim zu ersetzen. Aber immer nur die Männer machten von unserm guten Willen Gebrauch.

Das war bitter, Rahel, ein Pfahl im Fleisch, du kannst

es mir glauben. Wir lebten doch in gebildeten und gelehrten Kreisen, aber sie waren eng und unfrei wie alle anderen. Peinlich streng hüteten die Spitzen der Wissenschaft ihren bürgerlichen Ruf und zertrümmerten lieber zwei Menschenherzen, als daß sie um den Mut gerungen hätten, zu ihnen zu stehen. Und die Heuchelei dabei, Rahel, die fürchterliche Heuchelei! Ich glaube, daß ich in jener Zeit sehr selbstbewußt geworden bin, denn jedesmal, wenn einer unserer Bekannten grüßend mit seiner Familie vorüberging, senkten die Frauen den Kopf, um mich nicht zu sehen, und ich hob den meinen höher. Und wenn ich erfuhr, daß einer der Herren, die uns des Sonntags besuchten, liebedienersich unser früheres Verhältnis absprechend beurteilt vor andern, ließ ich mir mit Stolz die Hand schütteln, denn ich war stark, und er war schwach.

Wolfgang, der sich in der philosophischen Welt einen Namen gemacht, wurde angefragt, ob er einen Ruf in eine deutsche Stadt annehmen würde, und er sagte zu. Doch bald erhielten wir einen Brief des Rektors der Universität, der gewunden und ängstlich zu erklären versuchte, warum sich dem Plane unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellten, und warum er auf die erste leise Anfrage nicht mit einem lauten: „Kommt“ antworten könnte. Wieder der Pfahl im Fleisch.

Meines Mannes Buch: „Vergleichende Entwicklung der spanischen Kultur im 17. Jahrhundert“ machte Aufsehen. Ich hatte ihm dabei geholfen und durfte mich ruhig seinen Mitarbeiter nennen, dank der unermüdlchen Belehrung des von mir über alles geehrten Mannes. Ich stand im Briefwechsel mit hervorragenden Gelehrten, übersetzte Bücher, war Mitarbeiterin verschiedener wissenschaftlicher Zeitschriften, und vermochte es endlich, in dem Archiv, in dem mein Mann arbeitete, selbständige Forschungen zu unternehmen. Mein Leben war weit und ausgefüllt, trotzdem mir zu meinem Schmerz keine Kinder beschert wurden, und überaus reich. Die Wunde schloß sich langsam, ich vermied das Ansehen vor den Leuten nicht mehr, das nur Wert hat, solange sein Wert anerkannt wird. Ich hatte mir aufrichtige Freunde gewonnen, ich gewann Liebe und war dankbar dafür, und vermochte es, meine Anhänger in liebender Freundschaft zu beglücken. — Da starb mein Mann. Ueber diese Zeit kann ich nicht mit dir reden, Rahel.“

Ulrike schwieg lange. Ihr Gesicht voll strömender Gedanken trug den Ausdruck tiefster Trauer, und spiegelte den Schmerz, von dem sie sprach, wieder. Es war sehr still in dem Zimmer, in dem die Erinnerung beinahe sichtbare Gestalt angenommen hatte, und Vergangenheit Gegenwart geworden war.

Endlich sprach die alte Frau weiter. „Hatte sich auch unsere glühende, drängende und begehrende Liebe in leuchtendes Licht verwandelt, hatte mein Herz auch andere in Freundschaft aufgenommen, und meine Sinne, übertrafsten sie mich, überredet werden müssen, so blieb mir immerdar und ohne Wanken mein Mann das kostbarste in meinem Leben, der Halt, das Bild, das Band, das mich mit dem Himmel und mit den Menschen verband, denn ich hatte ihm unwandelbare und liebende Fürsorge und nie wankendes Vertrauen zu danken.

Nur war er fort. Meine ganze Kraft bot ich auf,

um mir die Liebe zum Leben, die nichts mir zu zerstören vermocht hatte, zu erhalten. Ich reiste in meine Heimat, meine Vaterstadt zurück, und lebte seither im Haus „Zum blauen Vogel“, arbeitete wie zu meines Mannes Zeiten, und wurde getröstet und beschenkt durch die Liebe aller meiner kleinen und großen Kinder, die herausgefunden hatten, daß die kinderlose Tante Ulrike ein Mutterherz für sie habe. Und ihr alle, die ihr meine Kinder seid, ihr wurdet meines Lebens Blumenkranz.“

Rahel warf sich Ulrike an den Hals. „Du Liebe, o du Liebe du“, sagte sie immer wieder. Und Ulrike drückte sie an sich, ergriffen, glücklich über die Wärme von Rahels Umarmung. Es dauerte lange, bis sie beide in die Gegenwart zurückgekommen. Ulrike brach den Bann mit ihrem Lachen, das so aufmunternd, so einladend klang, daß niemand ihm widerstand.

„Jetzt ist noch ein wenig von meinem Konfekt“, bat sie. „Es ist von Leibundgut, niemand macht besseres.“ Aber Rahel mochte noch nicht gekostet sein und nicht in das Heute zurückkehren.

„Tante Ulrike“, sagte sie ernst. „Ich habe dreierlei gemerkt: Ich sehe, daß ich noch nicht weiß, was wollen ist, und daß ich noch nicht weiß, was lieben ist, und daß ich nicht weiß, was leiden ist. Es ist mir ganz hell vor den Augen geworden.“

„Segne Gott deine Erleuchtung“, sagte Ulrike.

„Ich habe auch nicht gewußt, daß solche Dinge in Wirklichkeit vorkommen. Ich glaubte, das stehe nur in den Büchern...“

„Oft kommt es wohl auch nicht vor“, sagte Tante Ulrike und lächelte ein wenig. „Meist begnügen sich junge Mädchen, die zum Beispiel gerne nach Rom gefahren wären, damit, zu Hause zu bleiben und zu weinen.“

„O, Tante Ulrike, jetzt spottest du.“

„Daß dich keinen Irrtum reuen, und mache es besser. Aber um Großes muß man kämpfen. Um Kleines lohnt sich der Kampf nicht.“

„Tante Ulrike“, sagte Rahel, „auch das verstehe ich nun. Und mir ist, als hätte dein Leben das meine verwischt.“

„Steh du nur zu deinem Leben, es ist das deine, und wie es kam, so ist es recht, aber bleib nicht stehen.“ —

Der blaue Vogel ließ Rahel seine Flügel, als sie Ulrikes Haus verließ. Von ihnen getragen, sah sie auf alles, was ihr so lange wichtig erschienen war, herunter, und es wurde klein, so klein, daß sie es aus den Augen verlor.

Tante Mariechen und Monika saßen in der Wohnstube mit den gestickten Möbeln und dem braunen Getäfel. Die Sonne erhellte die düsteren Kleider der beiden Frauen, die sie dem verstorbenen Onkel Doktor zu Ehren trugen. Sie waren beide grau geworden, einander beinahe ähnlich. Die Züge trugen bei Tante Marie nicht mehr den Stempel zu großer Gutmütigkeit, bei Monika nicht mehr die Schärfe allzu strenger Kritik. Ein Schein gleicher Gefühle lag über ihren Gesichtern, ein paar Handbewegungen hatte die eine von der andern angenommen, und da Sidney, der Zankapfel,



nun wohlversorgt war, hatte keine von ihnen Anlaß, der andern irgend etwas vorzuwerfen. Ueber Sidneys Art, Erziehung, Aufwuchs, Kunst und Heirat hatten sie sich längst ausgesprochen und geeinigt, Monika widersprach nur noch aus langer Gewohnheit. Eines jedoch hatte sie immer wieder zu tadeln, daß Sidney so selten an seine Tante Marie schrieb. „Es ist gegen Gottes Gebot“, meinte die Alte, „ehre Vater und Mutter, heißt es. Da ist eine Tante nicht ausgeschlossen, will ich hoffen.“

„Monika“, sagte Tante Marie, „er ist zu zartfühlend. Er mag nicht, daß auch seine Frau meine Briefe liest.“

„Ach, papperlapapp“, erlaubte sich die Magd zu sagen, „und warum nimmt er so eine, die über die Briefe einer Pflegemutter lacht?“

„Er hat sie nun einmal, Monika, und weißt du, sie hat ihn gewollt, nicht er sie.“ Beide strickten eifrig. Die Sonne malte lachende Augen auf den gebohnten Tisch mit der kleinen Filetdecke.

„Monika“, begann Tante Marie aber doch wieder. „Merkst du, daß er nie von ihr erzählt? Merkst du, daß es ihn reut? Merkst du, daß er nicht glücklich ist mit dieser Person? Nur von seinen Bildern schreibt er — etwas muß er doch schreiben —, und jedesmal heißt es: Es ist nichts damit. Und jedesmal: Das Bild ist verkauft, aber der Kerl ist angeschmirt. Und hast du in der Zeitung, die er mir sandte, gelesen, was über ihn darin stand? Ich habe es nicht recht verstanden. Sie reden von „Suchen“, von „Harmonie, die noch fehle“, von „tastendem Vorwärtsgehen“, und daß er irgend etwas noch nicht gefunden. Ich weiß nicht, was er nicht gefunden hat. Diesen Ausschnitt sandte mir Sidney und hatte mit einem roten Bleistift einen Strich dazu gemacht und geschrieben: Ha, ha, ha! Meinst du, Monika, weil ich von Kunst nichts verstehe, ich verstehe auch von der Seele Sidneys nichts? Dieses ha, ha, ha ist für mich daselbe, als hätte er seinen Kopf in meinen Schoß gelegt und geweint. Das tut er nämlich, Monika, und weil er nicht will, daß wir das merken sollen, darum schreibt er nicht.“ Tante Marie weinte selbst, und die langen Chenillefransen ihres Kopftuches fielen ihr über die runden Wangen, über die dünne, blaue Wederchen liefen. „Helfen kann man ihm nicht, Monika, nicht bei seiner Kunst und nicht in seiner Ehe. Und höre, Monika, helfen kann ich auch der Rahel nicht.“



Bruder Studio in den Serien. — Gemälde von Hans G. Jentsch.

Da brauste Monika auf. „Der braucht man nicht zu helfen. Die lebt ja wie eine Türkin. Die hat ja einen ganzen Hof um sich herum, und Blumen heute, und Schokolade morgen, und von der Frau Petitpierre Geld so viel sie will.“

„Monika, sei nicht böse, wenn ich es sage, aber ich glaube, du hast kein Mutterherz. Sonst würdest du ja merken, daß bei ihr nicht alles in Ordnung ist. Hat sie rote Augen, wenn sie des Morgens zum Frühstück kommt oder hat sie keine? Monika, irgend etwas hat ihr in die Saat gehagelt.“

„Und wenn auch, schadet ihr nicht. Warum ist sie so herzlos und läßt Frau Petitpierre allein in ihrem Bellerive, jetzt, da sie krank ist. Karoline Belusa sagt, es sei empörend.“

„Junge Mädchen können nicht bei Tanten sitzen bleiben“, sagte die fortschrittliche alte Jungfer. „Aber merkst du, Monika, wie die Schwendts dahingehen? Wer ist noch da? Ich — wie lange noch? Adeline — wie lange noch? Ottilie — zählt nicht. Nicht wegen dem Lenz, dem Filou, aber was ist Ottilie? Also bleibt nur: Rahel — Sidney. Auf den beiden steht nun das Geschlecht der Schwendts. Ich bitte dich, Monika. Und mein Großvater hatte noch vierzehn Kinder. Und ein Onkel von mir achtundzwanzig, allerdings mit zwei Frauen.“

„Das schadet alles nichts“, sagte Monika ruhig. „So alte Geschlechter taugen nicht mehr viel.“

Entgeistert schaute Marie auf ihre treue Dienerin. Mit Würde stand sie auf. „Also so stehst du zu uns, Monika“, stammelte sie.

„Ach was“, sagte die, „wer von allen Menschen taugt

denn etwas?" Damit verwarf sie leicht den Eindruck ihrer grausamen Worte, aber Mariechen hatte dennoch das Bedürfnis, Luft zu schöpfen. Sie ging in ihr Schlafzimmer — es hing an den Wänden die ganze Ahnengalerie der Schwendts mit ihren Frauen und Kindern —, zog ein Mäntelchen mit Fransen an, setzte das Kapothütchen auf und ging aus. Im eigenen Haus seine Familie verachtet zu sehen, war hart.

Monika klopfte, kaum war das Fräulein Schwendt fort, an Rahels Zimmer, fragte, ob sie vielleicht Tee wolle, oder ob sie sonst einen Wunsch habe, und ob sie vielleicht an Kopfschmerzen leide? Sie war die aufopferndste Person der Welt, nur durfte Tante Marie es nicht merken.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Gasterntal bei Randersteg.

Von Walter Schweizer.

Kennt ihr das wunderbarste und großartigste Gebirgstal der Schweiz? Es ist in jenem versteckten Erdenwinkel, den man erreicht, wenn man von Randersteg aus den Gemmiweg verläßt und den Randerstürzen in der Klus entlang hinaufsteigt durch die von senkrechten und überhängenden Felsen gebildete, schauerlich schöne Schlucht, in deren unheimlichen Tiefen die Rander von Felsblock zu Felsblock stürzt und sich im Falle in schäumende und tosende Gischt auflöst. Nach kaum einer halben Stunde Aufstieg erreicht man das Ende der Klus; die eng aneinander gerückten Felswände öffnen sich; wir treten in ein wunderbares Tal, das in seiner urwüchsigen Natur Schönheit jedes für das Großartige der Natur empfängliche Gemüt mit seinem einzigartigen Zauber gefangen nimmt. Es ist das weltabgelegene Gasterntal.

Welche Ueberraschung! Vor uns liegt eine ebene Talsohle nur wenige Quadratkilometer groß; durch grüne Weiden, dunklen Tannenwald und zerrissenes Ufergelände schlängelt sich im verteilten Bett die Rander, genährt von tausend Gletscherbächen und von murmelnden Quellen, die aus dem Fuße des Felsstodes ihr klares Wasser durch farbenreiches Moos ergießen. Einige wenige Hütten in den Almatten und daneben ein kleines Berner Chalet sind die einzigen Zeugen menschlicher Siedelung und Tätigkeit im Anfang des Tales. Weiter hinten finden wir noch zwei kleine Sägen, um das Holz gleich an Ort und Stelle verarbeiten und verkleinern zu können, sonst ist das Tal bis Selden in jenem Urzustand geblieben, wie es die schöpferische Natur gestaltet hat. Und was für ein Denkmal hat die tausendjährige Schöpfungsgeschichte hier errichtet! Hebe deinen Blick auf nach links und rechts, vorwärts und rückwärts, und du siehst sie, die Zeugen großartigster Naturvorgänge! Wohl tausend Meter hoch steigen nach allen Seiten die fast senkrechten Felsen in die Höhe, und ihre scharfen Zaden streben zum blauen Himmel empor. Was soll man mehr bewundern: Die aufgetürmten, mit gigantischer Gewalt gefalteten, gebogenen und verworfenen Felschichten oder die zackigen, von schwindelnder Höhe ins Tal hinabschauenden Felsgipfel; die zahllosen von den Schneefeldern herunterstürzenden Wasserfälle, die das ganze Tal mit ihrem mächtigen Rauschen erfüllen oder die halb ins Tal herabhängenden Gletscher? —

Nie habe ich ein Tal gesehen, das dem staunenden Menschen so naht, so unmittelbar, so eindringlich, die gewaltige Werkstätte aufschließt, in der die titanischen Kräfte die Erdenhülle geschaffen haben, diese Erdenhülle, auf der der Mensch sein armseliges Dasein fristet. Nun sind jene Kräfte scheinbar zur Ruhe gekommen; nur unmerklich arbeiten sie noch weiter an diesem wunderbaren Bau; sorgenlos lehnt der Mensch seine Hütte an den senkrechten Fels, von welchem

er Schutz erwartet, bis jene Urkräfte der Natur unerwartet von neuem hervorbrechen und das Gebild von Menschenhand zerstören.

Das Gebild von Menschenhand! Wir alle kennen den Lötschberg oder haben doch von dem 14,605 Meter langen Tunnel auf der Alpenbahnstrecke Bern-Brig gehört, dem Tunnel, der Bern und Wallis miteinander verbindet. Da geschah es am 24. Juli 1908, morgens 2 Uhr, beim Bau des Tunnels. Im geologischen Befund, der damals an das eidgenössische Eisenbahndepartement gegeben wurde, lesen wir: „... unmittelbar nach dem Abbrennen der Borortschüsse bei Kilometer 2,675 erfolgte ein Wasser- und Schwimmsand-Einbruch in den Sohlstollen, der diesen in weniger als einer Viertelstunde auf eine Länge von zirka 1500 Meter größtenteils zuschüttete. Die Masse des eingebrochenen Materials mag schätzungsweise 6000 Kubikmeter betragen haben, und bestand in der Hauptsache aus Flußsand und Flußkies aus Trümmerchen jurassischer und triassischer Gesteine.“ 24 Arbeiter, davon 4 Familienväter, gingen bei dieser Katastrophe durch den gewaltigen Luftdruck und durch Verschüttung zu Grunde. Wie aus diesen Gesteinsfunden geschlossen werden mußte, war der Sohlstollen in das früher viel tiefere, jetzt durch Sand, Kies, Geröll und Gehängeschutt wiederum ausgefüllte Gasterntal hinausgetreten. Dabei wurde die Katastrophe hauptsächlich vergrößert durch das miteingebrochene Grundwasser, das dem Material eine große Beweglichkeit verlieh.

Spätere Sondierbohrungen im Gasternboden, die zur Untersuchung des bestehenden Traces nötig waren, wurden sowohl über der Einbruchsstelle wie südlich davon gemacht. Beim ersten Tunnel traf man erst in einer Tiefe von 210 Metern, beim zweiten erst bei 250 Metern auf den Felsen. Das ehemalige Bett der Rander muß somit früher bedeutend tiefer gelegen haben als der heutige Gasternboden. Es gibt uns dies auch die Geschichte dieses Tales zu ver-



Die Straße ins Gasterntal bei Randersteg.